

### Suizidalität im Alltagsdiskurs: populäre Deutungen des "Selbstmords" im 20. Jahrhundert

Hoffmann, Susanne

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:  
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoffmann, S. (2009). Suizidalität im Alltagsdiskurs: populäre Deutungen des "Selbstmords" im 20. Jahrhundert. *Historical Social Research*, 34(4), 188-203. <https://doi.org/10.12759/hsr.34.2009.4.188-203>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

# Suizidalität im Alltagsdiskurs: Populäre Deutungen des „Selbstmords“ im 20. Jahrhundert

*Susanne Hoffmann* \*

**Abstract:** »Suicidal tendencies in everyday-life discourse: Popular interpretations of suicide in the 20th century«. Starting with gender specific suicide rates, this essay analyzes popular interpretations of suicide in the 20th century in german-speaking countries. Under the term suicidal tendencies, all thoughts, notices, attempts and committed suicides are summarized. In a first step it will be shown that suicide was for both men and women a topic of autobiographical writing. They used the German term “Selbstmord” in a neutral way without judging the deed morally. After this the insignificance of religion for popular interpretations of suicide will be demonstrated. The next chapter analyzes the scope of popular explications of suicidal tendencies. Focusing on “Social relations” popular explanations resembled psychoanalytic ones. That was not the case for pathologizing medico-psychiatric explanations, that did not enter everyday-life discourse. Instead, these explanations followed a polythetic and polysemic logic that will be analyzed in the third step with a methodologically extended discourse analysis. Finally, genderspecific explanations will be presented. Popular interpretations endowed meaning for the surviving to comprehend the suicide as legitimated means to cope with life and crisis management. The essay is based on 155 unpublished, so called popular autobiographies from Germany (without GDR), Austria and Switzerland. They were analyzed qualitatively and quantitatively.

**Keywords:** suicide, popular autobiographical writing, everyday-life discourse.

## 0. Einleitung: Epidemiologie des Suizids im 20. Jahrhundert

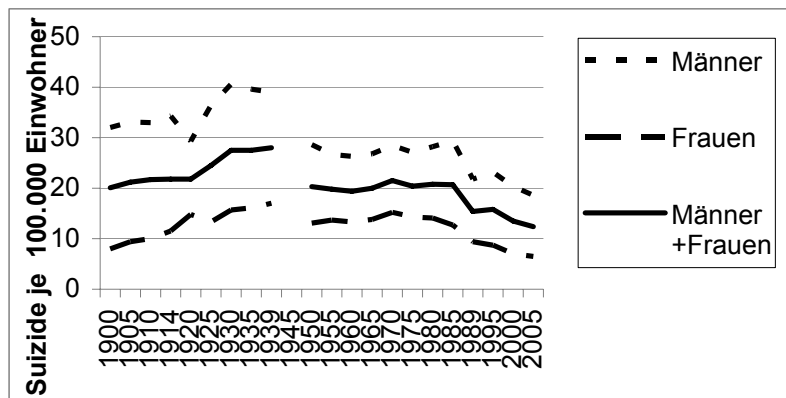
In der Bundesrepublik Deutschland (BRD) sterben heute fast doppelt so viele Menschen durch die eigene Hand wie bei Verkehrsunfällen (Statistisches Jahrbuch 2008, 247). Die Suizidrate hat am Beginn des 21. Jahrhunderts (2006) allerdings einen historischen Tiefstand erreicht, mit 11,9 Suiziden je 100 000 Einwohnern (Statistisches Jahrbuch 2008, 247). In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stieg sie nämlich kontinuierlich an, wie Schaubild 1 zu entnehmen ist. Das Maximum erreichte sie am Ende des Zweiten Weltkriegs, obschon dazu keine reichsweiten Zahlen vorliegen. Für Berlin hat Eckart Elsner (1983, 220) aber eine Suizidrate von 242,7 Suiziden je 100 000 Einwohner im Jahr

---

\* Address all communications to: Susanne Hoffmann, Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Straußweg 17, 70184 Stuttgart, Germany;  
e-mail: susanne.hoffmann@igm-bosch.de.

1945 errechnet, was angesichts der besonderen Lage in der besetzten Hauptstadt außergewöhnlich hoch gewesen sein dürfte. In der Nachkriegszeit sank die Suizidrate dann in kurzer Zeit ungefähr auf das Niveau vor dem Ersten Weltkrieg. Und in der Folge sollte sie wieder leicht ansteigen, bis der Trend in der ersten Hälfte der 1980er Jahre (genau gesagt 1982) in Richtung des heutigen Tiefstandes umkehrte (Lindner 2007, 378). Im gesamten 20. Jahrhundert brachten sich mehr Männer als Frauen um, und das Verhältnis von männlicher und weiblicher Suizidrate pendelte sich langfristig zwischen 3:1 und 2:1 ein.

Schaubild 1: Entwicklung der geschlechtsspezifischen Suizidrate in Deutschland im 20. Jahrhundert (zum jeweiligen Gebietsstand, 1949-1990 ohne DDR)



Quelle: Eigene Berechnungen nach Statistischen Jahrbüchern (diverse Jahrgänge); Statistisches Bundesamt 1972, 121-123; Petzina, Abelshauser und Faust 1978, 136.

## 1. Fragestellung, Forschungsstand und Quellen

Eine Suizidforschung – oder Suizidologie, wie sie seit den 1960er Jahren genannt wird – formierte sich im 19. Jahrhundert in den aufkommenden Human- und Sozialwissenschaften, insbesondere der Medizin bzw. Psychiatrie, Psychologie und Soziologie (Baumann 2001, 9). Es liegen heute komplexe Erklärungsansätze für Suizidalität in diesen Disziplinen vor (einen Überblick bietet Bronisch et al. 2002). Dies mag ein Hinweis auf die zunehmende Enttabuisierung und Säkularisierung des Suizides im 19. und 20. Jahrhundert sein. Ob diese Entwicklungen auch den Sinn des vorzeitigen Todes durch die eigene Hand im Alltag verändert haben, gilt es hier näher zu untersuchen. In vorliegendem Aufsatz wird Suizidalität deshalb aus einer historischen und gleichzeitig subjektiven Perspektive in den Blick genommen. Es wird nach populären Deutungen des „Selbstmords“ im 20. Jahrhundert gefragt. Einführend werden die Thematisierung und Semantiken des „Selbstmords“, wie der Suizid im

Alltagsdiskurs oft genannt wurde, herausgearbeitet. Es folgt ein kurzer Abschnitt zu Religion und Suizidalität. Dann werden die Argumente und Logiken alltagsdiskursiver Erklärungen mit spezialdiskursiven verglichen. Der Beitrag schließt mit einem Abschnitt, der Geschlecht und Suizidalität in der *longue durée* analysiert. Unter Suizidalität werden dabei, im Anschluss an die aktuelle Suizidforschung, verstanden:

Alle Gedanken, Gefühle und Handlungen, seien sie bewusst oder unbewusst [...], die auf Selbstzerstörung durch selbst herbeigeführte Beendigung des Lebens ausgerichtet sind [...] (Lindner 2006, 39).

Neben den vollendeten Suiziden fallen unter Suizidalität also auch Suizidgedanken, -drohungen und -versuche.

Seit den 1970er Jahren ist in der Suizidforschung eine Wende zu historischen und kulturvergleichenden Arbeiten zu verzeichnen (mit weiterführenden Literaturhinweisen Bobach 2004, 23-26). In der Historiographie zu Selbsttötungen im 19. und 20. Jahrhundert lag ein Schwerpunkt auf der Ideen- und Konzeptgeschichte, die über human- und sozialwissenschaftliche Spezialdiskurse erschlossen wurde (z. B. Kushner 1989; Minois 1996; Bormuth 2008). Ursula Baumann hat in ihrer Habilitation u. a. 400 Abschiedsbriefe von Suizidenten ausgewertet, die dem Bestand der Berliner Polizei 1925-1944 entnommen sind (Baumann 2001, 339-347). Die nicht-wissenschaftliche Sicht auf Suizidalität lässt sich außerdem über wenige Anthologien nachvollziehen, deren Beiträge allerdings von Literaten und Schriftstellern stammen, aus dem Bildungsbürgertum also (Dietze 1989; Strohmeyr 1999). Der vorliegende Beitrag ergänzt also die Geschichte des Suizids im 20. Jahrhundert um die Sicht „von unten“.

Als Quellengrundlage dienen 155 unveröffentlichte, so genannte populäre Autobiographien aus der BRD (ohne DDR), Österreich und der Schweiz.<sup>1</sup> Es handelt sich um eine systematische Quotenstichprobe, in der beide Geschlechter, die Alterskohorten ca. 1890 bis 1940 sowie alle sozialen Schichten ausgewogen vertreten sind.<sup>2</sup> Das Quellenkorpus ist repräsentativ für den so genannten „Alltagsdiskurs“. Dieser Begriff geht auf Jürgen Link zurück, der damit die Foucault'sche Diskurstheorie erweitert hat. Er stellte den Alltagsdiskurs als

---

<sup>1</sup> Das Projekt „Gesunder Alltag im 20. Jahrhundert? Geschlechtsspezifische Diskurse und gesundheitsrelevante Verhaltensstile im deutschen Raum“ (Diss. phil. Mannheim 2009) wurde von der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart gefördert.

<sup>2</sup> Die Autobiographien sind fünf Sammlungen entnommen, die mit folgenden Siglen zitiert werden: Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der Universität Wien (Doku Wien); Deutsches Tagebucharchiv in Emmendingen (Dta Em); Erzählarchiv am Ludwig-Uhland-Institut an der Universität Tübingen (Lui Tü); Institut für Populäre Kulturen an der Universität Zürich (IpK Zürich) (ehemals Volkskundliches Seminar); Bestand J 175 am Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Hstas). Aus Datenschutzgründen wurden die Nachnamen der Autorinnen und Autoren anonymisiert. Eine Liste mit den vollständigen Angaben ist am Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart hinterlegt.

dritten Diskurstyp neben Spezial- und populärwissenschaftliche Interdiskurse (Link 2006, 19). Anne Waldschmidt und andere haben darauf aufbauend ein handlungstheoretisch und wissenssoziologisch erweitertes Konzept der Alltagsdiskursanalyse vorgelegt, dem hier gefolgt werden soll (Waldschmidt 2008, 20-23; Waldschmidt et al. 2009, 40-63). Quellenkritisch gesehen ist die Autobiographie zweierlei: die „retrospektive Ausdeutung des eigenen Lebens“ und eine „sozial akzeptierte Form, die diesen Lebenszusammenhang narrativ organisiert“ (Depkat 2003, 443). Gerade populäre Autobiographien bieten dem Historiker deshalb einen ausgezeichneten Zugang zu alltagsdiskursiven Deutungsmustern.

## 2. Thematisierung und populäre Semantiken des „Selbstmords“

Die Todesursache Suizid ist heute für die Gesamtmortalität, mit einem Anteil von rund einem Prozent, von untergeordneter Bedeutung (berechnet nach Statistisches Jahrbuch 2008, 247). In der gesundheitspolitischen Debatte tauchte die Suizidprävention deshalb über weite Strecken des 20. Jahrhunderts allenfalls am Rande auf (vgl. Roeßiger und Merk 1998). Hingegen wurde in Massenmedien, in Zeitungen und Rundfunk, oft unverhüllt und detailreich über das Thema berichtet (Hadinger 1994, 131-136). Auch im populären Alltagsdiskurs waren Selbsttötungen ein wiederkehrender Gegenstand. In Tabelle 1 ist die Thematisierung nach dekadensweisen Kohortengruppen dargestellt. Mit 66 von 155 Autobiographien enthält etwas weniger als die Hälfte der Texte des ausgewerteten Samples (42 Prozent) mindestens einen Verweis auf Suizidalität, d.h. auf Suizidgedanken, -drohungen, -versuche oder vollendete Suizide. Männer haben das Thema geringfügig öfter angesprochen als Frauen (35 Männer, 31 Frauen). Dabei lässt sich im Verlauf der Kohortengruppen kein linearer Trend in der Thematisierungsbereitschaft feststellen.

Tabelle 1: Verweise auf Suizidalität (selbst und andere) in dem ausgewerteten Autobiographiekorpus nach Kohortengruppen (in absoluten Häufigkeiten an Texten)

	1890-1899	1900-1909	1910-1919	1920-1929	1930-1939	Σ
Autor ♀	4	6	4	9	8	31
Autor ♂	6	8	5	11	5	35
Σ	10	14	9	20	13	66

Der Begriff „Suizid“ leitet sich vom lateinischen *suī* (= seiner) und *caedere* (= töten) ab (Duden 1981, 2543). Als medizinischer Fachbegriff ist er spätestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts belegt (vgl. „Selbstmord“ in Vollständige

Bibliothek 1843, Bd. 5, 242; zur Begriffsgeschichte auch Mösgen 1999, 18). Der Terminus *technicus* war im Alltagsdiskurs jedoch bis zum Ende des 20. Jahrhunderts nur selten in Gebrauch. In dem ausgewerteten Autobiographie-sample sprechen nämlich nur zwei Personen vom „Suizid“, wie Tabelle 3 zu entnehmen ist, in der die populären Semantiken des „Selbstmords“ nach dem Geschlecht der Autoren dargestellt sind. Beide Männer, die der sozialen Unter- bzw. Mittelschicht angehörten, gaben dabei aber die Diagnose eines Arztes (Johann H. Doku Wien, o. A.) bzw. die Aussage eines Kriminalbeamten (Gunter J. Doku Wien, 127-128) wieder. Der Suizid ist im 20. Jahrhundert also ein Fachterminus geblieben, der im Alltag nur selten aufgegriffen worden ist, um Selbsttötungen zu benennen.

Mit 34 von 114 Aussagen (29 Prozent) ist die neutrale Nennung der Suizidmethode (z. B. sich erhängen, sich erschießen, Gift nehmen, sich vor den Zug werfen) die am häufigsten gewählte Semantik für den Suizid in der Quellenstichprobe. Der „Selbstmord“ steht mit 30 Aussagen (26 Prozent) bereits an zweiter Stelle. Doch ist mit der alltäglichen Rede vom „Selbstmord“ weder die Kriminalisierung, im Sinne des strafrechtlichen Mordbegriffs (eine hinterlistige Straftat aus niederen Motiven, vgl. Aebischer-Crettol 2004, 1853), noch die moralische Abwertung der Tat verbunden gewesen. Das zeigt zum Beispiel die verblüffte Reaktion von Gunter J., der in den 1950er Jahren seine Vermieterin in Recklinghausen (BRD) leblos mit zwei halbleeren Tablettenröhrchen im Bad fand:

Ich rief den ärztlichen Sonntagsdienst an, dem ich auch die leeren Röhrchen zeigte. Er diagnostizierte auch sofort eine tödliche Vergiftung und bat mich in der Wohnung zu bleiben, damit ich der von ihm alarmierten Polizei die Tür öffnen konnte. Wozu wollte ich wissen, müsse denn hier die Polizei eingeschaltet werden und er machte mir klar, daß ein Selbstmord eben doch auch ein Mord sei (Doku Wien, 127-128).

In Deutschland wurde die strafrechtliche Sanktion des Suizids allerdings schon mit dem Reichsstrafgesetzbuch von 1871 abgeschafft, während er in Österreich und der Schweiz, wie in vielen anderen europäischen Ländern, bis heute strafbar geblieben ist (Eser 1998, 494-495). Unabhängig von der rechtlichen Lage wurde der „Selbstmord“ von einigen Personen als illegitime Handlung, als Flucht aus der Verantwortung oder Feigheit gedeutet – allerdings nur, wenn es sich um Gruppen oder Prominente handelte. So schrieb Ernest S. (Doku Wien, 291) beispielsweise über die gestiegene Suizidrate während der Weltwirtschaftskrise: „Es führte diese Erkenntnis im Kapitalistenlager wohl zu Selbstanklagen, zur Flucht vor der Verantwortung (durch Selbstmorde), aber im allgemeinen änderte sich nichts bis 1934.“ Und Fritz Sch. (Dta Em 967, 32) meinte analog dazu über Adolf Hitler: „Hitler hatte schon vorher Selbstmord begangen und entzog sich somit feige vor den Folgen seiner Gewaltherrschaft.“ Die Stichprobe enthält jedoch keine dementsprechenden pejorativen Aussagen über Suizidanten aus dem direkten sozialen Umfeld der Autorinnen und Auto-

ren. Ein wertneutraler Tenor kennzeichnete auch jene Semantiken, die sich auf die Beendigung des Lebens (25 Aussagen oder 21 Prozent), auf Metaphern des Endes (neun Aussagen oder acht Prozent) oder den Suizid als gewaltsamen Tod (sieben Aussagen oder sechs Prozent) bezogen.

Tabelle 2: Populare Semantiken des „Selbstmords“ in dem ausgewerteten Autobiographiekorpus nach Geschlecht der Autoren  
(in absoluten Häufigkeiten an Aussagen)

	Autor ♀	Autor ♂	Σ
Suizidmethode (sich erhängen, sich erschießen, Gift nehmen, vor den Zug werfen etc.)	20	14	34
„Selbstmord“	11	19	30
Beendigung des Lebens (z. B. sich das Leben nehmen, das Leben beenden, aus dem Leben scheiden, Lebensmüde sein)	10	15	25
Umschreibungen des Endes (z. B. Schluss machen, die Zeit ist gekommen, nicht mehr wollen, schwere Gedanken haben, Todessehnsucht, tragisches Ableben, in die Ewigkeit folgen)	5	4	9
Gewaltsamer Tod (sich töten, in den Tod gehen, sich umbringen etc.)	6	1	7
„Freitod“ (auch: freiwilliger Tod, freiwillig aus dem Leben scheiden etc.)	3	3	6
„Suizid“	0	2	2
„Kamikaze“	0	1	1
Σ	55	59	114

Der Freitod ist ein philosophisches Konzept, das mit der Autonomie des Menschen das Recht zur Selbsttötung moralisch begründet. Jean Améry, der Verfasser von „Hand an sich Legen. Diskurs über den Freitod“ (1976), zählte zu seinen bekanntesten Verfechtern im 20. Jahrhundert (Bormuth 2008, 251-277). Mit sechs von 114 Aussagen (fünf Prozent) spielte der „Freitod“ (zusammen mit verwandten Semantiken wie freiwilliger Tod, freiwillig aus dem Leben scheiden etc.) für die alltagsdiskursive Suiziddeutung aber allenfalls eine untergeordnete Rolle. Er trat aber bei Männern und Frauen aus allen sozialen Schichten auf.

Ein Deutungsmuster, das dem Freitod diametral gegenüber stand, war der erzwungene Suizid. Er wird in einer Autobiographie des Samples angesprochen, und zwar bei einem ehemaligen Wehrmachtssoldaten, der von „Kamikaze“ spricht. „Kamikaze hieß das wohl“, meinte Gunter J., der sich im Zweiten Weltkrieg „freiwillig“ zu einem Himmelfahrtskommando an der Einmann-Torpedowaffe melden musste, um der Arreststrafe wegen eines Disziplinarvergehens zu entkommen. Die unwissenden Kameraden hätten ihn jedoch als „Helden“ gefeiert (Doku Wien, 59).<sup>3</sup>

### 3. Religion und Suizidalität

Die Frage der Konfession spielte für die fachwissenschaftliche Diskussion der Suizidthematik im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert eine zentrale Rolle, da Protestanten überall in Europa signifikant höhere Suizidraten aufwiesen als Katholiken (Baumann 2001, 270-276). Der französische Soziologe Emile Durkheim erklärte dies 1893 in „Le Suicide“ (Durkheim 1990), bis heute ein Klassiker der Suizidforschung, mit der geringeren sozialen Integrationskraft des Protestantismus (Baumann 2001, 273-274). Aus dem Alltagsdiskurs ist demgegenüber die Religion im 20. Jahrhundert weitgehend verschwunden.<sup>4</sup> Religiöse Aspekte werden in dem Autobiographiesample im Zusammenhang mit Suiziden in nur noch sechs von 155 Texten (3,8 Prozent) angesprochen. In drei Lebensgeschichten ging es dabei ausschließlich um die Frage der kirchlichen Beerdigung, die von den Angehörigen der Suizidanten angestrebt wurde (vgl. Reinhold M. Dta Em 915, 167; Anton P. Text 1 Doku Wien, 56; Paula S. Doku Wien, 12). Die kirchenrechtlich institutionalisierte Begräbnisdiskriminierung wurde in den protestantischen Gebieten Deutschlands nämlich erst in den 1930er Jahren abgeschafft, während sie in der römisch-katholischen Kirche formal bis 1983 andauerte. Praktisch gewährte man Suizidenten aber oft auch schon vorher eine kirchliche Bestattung (Baumann 2001, 42).

Zwei Personen der ältesten Kohortengruppe, ein Protestant (Jahrgang 1889) und eine katholische Stiftsdame (Jahrgang 1888), argumentierten noch ausdrücklich religiös, denn der Suizid sei ein Werk des Teufels gewesen (Christian G. Lui Tü, 18) bzw. eine Anmaßung des Menschen (Helene R. Text 3 Doku Wien, 96). Moralisch erachteten beide den Suizid für illegitim. Aus der Bibel ließ sich diese Verurteilung der Selbsttötung, die sich kirchengeschichtlich nach Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert herausgebildet hat, allerdings nicht

---

<sup>3</sup> Der Begriff geht auf das „Kamikaze Special Intervention Corps“ zurück, das 1944 für die japanische Luftwaffe gegen die USA kämpfte (Frédéric 2002, 462).

<sup>4</sup> Von den 155 Personen des Quellensamples ist bei 109 die Konfession bekannt: Katholiken sind mit einem Anteil von 50 Prozent leicht in der Überzahl (55 Personen), 44 Prozent waren Protestanten (48 Personen) und rund drei Prozent Juden (drei Personen).



direkt ableiten (Reiner 2000, 1107). Und die diesbezügliche gelockerte Haltung der Kirchen im 20. Jahrhundert wurde von vielen Gläubigen begrüßt. Helga W. zum Beispiel, deren Ehemann und Sohn sich um 1970 umbrachten, schrieb dazu:

Ich weiß schon, daß die katholische Kirche, für die früher Selbstmord eine Todsünde war, heute milder ist und diese Verzweiflungstat entschuldigt (Helga W. Doku Wien, 7).

Gleichzeitig war sie die einzige Autorin, die die Suizide zum Anlass für Glaubenszweifel nahm, wenn sie erklärte:

Es war und ist mir auch heute noch unmöglich in dem Erlebten ein sinnvolles Geschehen, das Walten eines väterlichen höheren Wesens, zu sehen. Dieser Gott hätte in sadistischer Weise zwei gute, hochbegabte, sensible, künstlerische Menschen geschaffen, um sie in immer neuen Paroxysmen – in einem Geschehen wie Katz und Maus (Günther Grass) im Verlauf vieler Jahre zu zerstören, und mich danebengestellt um fühlenden Herzens alle Schrecknisse zu erleben, die umso tiefer verwundeten, als uns vorher fast unwirklich schöne Tage des Glücks geschenkt waren. Es schien fast so, als wolle er sehen, wie lange ich das noch ertragen könne, ohne zu zerbrechen. Dazu versah er die niederschmetternden Ereignisse mit makaberen Einzelheiten, wie gemacht um mich bedeutungslosen Wurm völlig im Staub zu zertreten: Zur Zeit von Tonis Tod wurde im Wald der Schädel Wolfgangs – nicht vollständig, der Unterkiefer fehlte – gefunden. Die Gerichtsmediziner legten ihn in Tonis Sarg. An ein vielleicht existierendes höheres Wesen kann man nicht den Maßstab am Menschen gewonnener Eigenschaften und Ideale anlegen. Es ist unbegreiflich, fremd und fern (Helga W. Doku Wien, 80).

#### 4. Alltagsdiskursive Erklärungen für Suizidalität

In den Sozial- und Humanwissenschaften entwickelte man in den vergangenen 100 Jahren differenzierte und komplexe, spezialdiskursive Erklärungsansätze für Selbsttötungen (Holderegger 1998). Die alltagsdiskursiven Erklärungen für Suizidalität, die in dem hier zugrunde liegenden Autobiographiekorpus auftreten, sind in Tabelle 3 nach dem Geschlecht der Suizidanten aufgelistet (durch Mehrfachwertungen liegt die Summe der Motive geringfügig über den 114 Aussagen in Tabelle 2).

„Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg“ liegen in der Stichprobe, mit 40 von 133 Nennungen (27 Prozent), mit Abstand auf dem ersten Rang. Diese alltagsdiskursive Problemwahrnehmung korrespondierte offenbar mit dem Anstieg der realen Suizidrate in dieser Zeit, der in Schaubild 1 nicht dargestellt ist, da 1943 bis 1947 keine reichsweiten Suizidzahlen mehr ermittelt wurden. Für Berlin hat Eckart Elsner (1983, 220) jedoch einen sprunghaften Anstieg der Suizidrate im Jahr 1945, auf 242,7 Suizide je 100.000 Einwohner, ermittelt! Dies deckt sich mit der jüngsten Einschätzung von Christian Goeschel (2009, 149-166). Die Gründe, die Menschen damals aus Sicht der populären Autorin-

nen und Autoren in den Tod getrieben hätten, lassen sich in vier Blöcke gruppieren: 1. Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ (z. B. Senta E. Dta Em 185/IV, 64, 71); 2. traumatische Kriegserlebnisse, wie Beschuss, Heimatverlust, Vergewaltigung u. ä. (z. B. Ida H. Doku Wien, 12 b; Maximilian S. Doku Wien, 123-124; Friederike H. Doku Wien, 67); 3. politische Verfolgung und Repression, wie Holocaust oder Entnazifizierung (z. B. Max W. Doku Wien, 17; Franz O., Hstas J 175, 15; Ilse F. Lui Tü, 18); 4. erzwungener Suizid („Kamikaze“, vgl. Gunter J. Doku Wien, 59). Bei 12 von 40 Suizidanten in dieser Motivgruppe kann das Geschlecht auf Basis der vorliegenden Texte nicht bestimmt werden (weil entweder keine Aussage zum Geschlecht gemacht wurde oder es sich um gemischtgeschlechtliche Gruppen handelte). Dieser relativ hohe Anteil zeigt, dass Selbsttötungen während des Nationalsozialismus und Zweiten Weltkriegs im autobiographischen Rückblick oft als kollektives Schicksal interpretiert wurden. Im Bezug auf den Ersten Weltkrieg finden sich entsprechenden Deutungen im populären Alltagsdiskurs – mit einer Ausnahme (Marianne J. Doku Wien, 77) – nicht.

Tabelle 3: Suizidalität: Mutmaßliche Motive nach Geschlecht der Suizidanten (in absoluten Häufigkeiten an Aussagen, incl. Mehrfachwertungen)

	Suizidant ♀	Suizidant ♂	Suizidant Ø	Σ
Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg	11	17	12	40
Soziale Beziehungen	8	19	0	27
Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit, ökonomische Sorgen	5	16	1	22
Psychiatrische Erkrankung	3	10	0	13
Körperliche Krankheit	4	6	0	10
Gewalterfahrung	4	1	0	5
Tod einer nahe stehenden Person	3	1	0	4
Hohes Alter	2	2	0	4
Erster Weltkrieg	1	0	0	1
Ø	2	4	1	7
Σ	43	76	14	133

Ø: o. A. Motive, o. A. Geschlecht bzw. gemischtgeschlechtliche Gruppen.

Auf dem zweiten Rang alltagsdiskursiver Suizid-Erklärungen stehen „soziale Beziehungen“, mit 27 von 133 Aussagen (20 Prozent). Das Argument fiel in Bezug auf Männer mehr als doppelt so häufig wie auf Frauen (19 bzw. acht Aussagen). Die genannten Argumente lassen sich in fünf Gruppen einteilen: 1.

Einsamkeit (z. B. Hanny J. Ipk Zh o.A., 160); 2. unerwiderte Liebe (z. B. Maria Wie. Text 4 Doku Wien, 2); 3. gescheiterte Liebesbeziehung oder Ehescheidung (z. B. Paula S. Doku Wien, 35; Genoveva F. Text 2 Doku Wien, 18); 4. Ehebruch (z. B. Marianne J. Doku Wien); 5. Streit in der Familie (z. B. Herr „Sklave in der Freiheit“, Ipk Zh 39, 9). Drei Erklärungsansätze („unerwiderte Liebe“, „gescheiterte Liebesbeziehung oder Ehescheidung“ und „Ehebruch“) bezogen sich also auf dyadische Paarbeziehungen. Dieser Beziehungsaspekt wird bis heute auch in psychoanalytischen Suizidtheorien herausgestellt (vgl. z. B. Lindner 2006, 42-57).

Für eine umfassende Pathologisierung des Suizids, wie sie die Historikerin Ursula Baumann (2001, 378-379) für den Expertendiskurs nach 1945 konstatierte, gibt es im Alltagsdiskurs kaum Anzeichen. Psychiatrische Erkrankungen liegen in der Stichprobe nämlich mit 13 von 133 Aussagen (neun Prozent) nur auf dem vierten Rang der Suizidmotive. Davor steht das Argument „Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit und ökonomische Sorgen“, das mit insgesamt 22 Nennungen den dritten Rang einnimmt. Die häufigsten Laiendiagnosen waren: 1. Depression (z. B. Helga W. Doku Wien, 65); 2. Wahn (z. B. Ivo D. Doku Wien, 105); 3. Alkoholismus (Christian G. Lui Tü, 35). Gemeinsam mit „körperliche Krankheit“ und „hohes Alter“ kämen „psychiatrische Erkrankungen“ allerdings auf 27 Aussagen, womit Krankheit als Suizidmotiv gemeinsam mit „sozialen Beziehungen“ auf dem zweiten Platz liegen würde.

## 5. Logik des alltagsdiskursiven Erklärens

Um die Logik des alltagsdiskursiven Erklärens von Suizidalität – wie andere Themen auch – zu verstehen, ist eine handlungstheoretische und wissenssoziologische Erweiterung der Foucault'schen Diskursanalyse instruktiv, wie Anne Waldschmidt et al. sie jüngst vorgeschlagen haben (s. o.). Mit Peter Berger und Thomas Luckmann (2003, 21-31) kann man das alltagsdiskursive Wissen dann nämlich als eigenständigen Wissenstypus verstehen, der neben anderen Wissenstypen (wie beispielsweise dem wissenschaftlichen Spezialwissen) existierte. Alltagswissen ist demnach (Berger und Luckmann 2003, 44-46): 1. „Rezeptwissen, das sich auf Routineverrichtungen beschränkt“; 2. beruht auf „Typisierungen, die für die Hauptroutinen der Alltagswelt nötig sind“ und die „der gesellschaftliche Wissensvorrat liefert“; 3. ist es „nach Relevanzen gegliedert“, die sich „durch unmittelbare praktische Zwecke“ oder die jeweilige „gesellschaftliche Situation“ ergeben. In „Strukturen der Lebenswelt“ haben Alfred Schütz und Thomas Luckmann beschrieben, wie Alltagswissen an neue Situationen angepasst wird. Dies sei immer dann nötig, wenn eine Erfahrung nicht bruchlos in den bisherigen Wissensbestand integriert werden könne (Schütz und Luckmann 1979, 30), was für Selbsttötungen im sozialen Umfeld zutreffen mochte, wie gleich an einem Beispiel gezeigt wird. Die bisherigen Typiken mussten dann so lange neu ausgelegt und modifiziert werden, bis eine

Lösung gefunden wurde, die hinreichend für das aktuelle Problem war (Schütz und Luckmann 1979, 34-36). Das Alltagswissen sei deshalb keine defizitäre Version akademischen Wissens, argumentieren Schütz und Luckmann, denn es folge anderen Gesetzen:

Während diese allgemeine Undurchsichtigkeit des lebensweltlichen Erfahrungsvorrats vom Standpunkt theoretischen Wissens als Mangel erscheint, muss daran erinnert werden, daß ich in der natürlichen Einstellung vom pragmatischen Motiv beherrscht werde. Der Erfahrungsvorrat dient mir zur Lösung praktischer Probleme. Im theoretischen Denken kann ich den Zweifel zum methodologischen Prinzip machen. In der Welt des Alltags liegt mir dagegen daran, mich routinemäßig in meinem Handeln orientieren zu können. Die in meinem Wissensvorrat sedimentierten Auslegungen haben so den Status von Gebrauchsanweisungen: Wenn die Dinge so und so liegen, dann werde ich so und so handeln. Durch die erfolgreiche Anwendung von Gebrauchsanweisungen brauche ich nicht an jeweils neue Problemlösungen, Horizontauslegungen usw. zu gehen, sondern ich kann handeln, wie ich schon eh und je „in solchen Lagen“ gehandelt habe. Die Gebrauchsanweisung mag also in ihren „theoretischen Horizonten“ durchaus undurchsichtig sein und mir in „praktischen“ Lagen dennoch als selbstverständlich anwendungsfähig erscheinen (Schütz und Luckmann 1979, 36-37).

Vor diesem theoretischen Hintergrund wird klar, weshalb viele populäre Autorinnen und Autoren des Samples suizidales Geschehen polythetisch erklären, um das eigentlich Unerklärliche zu plausibilisieren. Kurt I. zum Beispiel, dessen Sohn B. sich als Erwachsener umbrachte, benannte diese Unbegreiflichkeit des „Selbstmords“ explizit, wenn er von „diese[r] Tat, für die wir keine Erklärung hatten“ spricht. Depression in Verbindung mit Alternativmedizin führte Kurt I. als hinreichend plausible Ursachen an:

B.s Naturverbundenheit ließ ihn überempfindlich auf alle negativen Einwirkungen der Menschen auf die Natur reagieren und führte schließlich auch dazu, die Schulmedizin gänzlich abzulehnen und nurmehr die Naturheilkunde gelten zu lassen. Daß er unter Depression litt, wurde uns kaum bewusst. Er aber, der das wohl bemerken musste, wahrscheinlich aber auch gar nicht als Erkrankung ansah, lehnte es ab, zum Arzt zu gehen und sich einer Behandlung zu unterziehen. Medikamente, vom Arzt verschrieben, nahm er grundsätzlich nicht. Niemand sah die Katastrophe voraus, die sich anbahnte, indem er sich das Leben nahm. Nach drei Tagen der Suche hat ihn sein Bruder gefunden. Was das für K. bedeutet haben mag, kann man nur erraten. Knapp vorher hat uns B. besucht und einen heiteren Eindruck gemacht und auch als wir sein neues Haus besichtigten, zeigte er stolz und freudig auf jedes Detail. Und dann bald darauf diese Tat, für die wir keine Erklärung hatten. (Kurt I. Doku Wien, 95)

Ebenso finden sich in der Stichprobe polythetische und trotzdem hochgradig polyseme Beschreibungen, die den Leser über die Erklärung des Autors oder der Autorin letztendlich im Unklaren lassen. Ida H. etwa meinte über ihren Neffen, der als SS-Offizier an der Befreiung Mussolinis teilnahm:

Nach dem Zusammenbruch kam H. nach Hause, mit den Nerven total fertig, ohne Freude für irgend einen Beruf. Er reiste ruhelos zu all seinen Verwandten u. erschoss sich vor den Augen seiner Mutter in der Werkstätte im Haus Dachstein. Es war dies wohl das Schrecklichste aller Schrecken für ein Mutterherz. „Pfiat di Gott, Mutter und sei mir nicht böß, ich mag nicht mehr“. Das waren seine Wort vor dem Schuss (Ida H. Doku Wien, 12).

Dass der Neffe „mit den Nerven total fertig, ohne Freude für irgend einen Beruf“ und zudem „ruhelos“ gewesen sei, bietet Ida H. hier als mögliche Ursachen des Freitods, die für sie hinreichend gewesen sein mögen.

Wieder andere Autorinnen und Autoren reduzierten die Komplexität des Suizidgeschehens, indem sie sich in ihren Erzählungen auf ein (mutmaßliches) Motiv konzentrierten, das offenbar ihrer Alltagstypik entsprach, wie beispielsweise Eva-Maria T. (Dta Em 584, 21). Dass der Vater ihres Lebenspartners sich umbrachte, habe nämlich daran gelegen, dass dessen Ehefrau sich mit dem Nachbarn eingelassen (und Kinder gezeugt) habe, was der „gehörnte“ Ehemann wohl erfahren habe:

Vielleicht hatte der, dessen Name sie trugen, das damals erst erfahren und sich spontan das Leben genommen. Es ist aber nicht sicher, ob es nicht noch andere Motive gab, die drei Kinder, die er doch liebte, auf solch tragische Weise im Stich zu lassen.

Doch auch Frau T. deutete polythetisch die Möglichkeit „andere[r] Motive“ vage an.

## 6. Geschlecht und Suizidalität

Die Kategorie Geschlecht ist seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert fest in der wissenschaftlichen Suizidforschung verankert (vgl. Kushner 1992; Baumann 2001, 252), denn das empirische Suizidgeschehen weist bis heute ein offensichtliches geschlechterspezifisches Muster auf: Und zwar pendelt das Verhältnis von männlicher und weiblicher Suizidrate in Deutschland seit dem Ersten Weltkrieg zwischen rund 2:1 und 3:1 (s. o.). Auf einen Wert von rund 2:1 kommt man auch in der Längsschnittbetrachtung des ausgewerteten Autobiographiekorpus, nimmt man die in Tabelle 4 ausgewiesenen vollzogenen Suizide als Maßstab. Gleiches gilt nur für Suizidversuche sowie für die Gesamtsuizidalität.

Eine geschlechtsspezifische Argumentationsstruktur zeigt sich dabei aber nur bei den alltagsdiskursiven Erklärungen für Suizidalität, die in Tabelle 3 nach dem Geschlecht der Suizidanten aufgelistet sind: „Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit und ökonomische Sorgen“ und „soziale Beziehungen“ werden nämlich in Bezug auf männliche Suizidanten relativ häufiger angeführt als bei weiblichen. In Bezug auf Frauen treten der „Tod einer nahestehenden Person“ sowie „Gewalterfahrungen“ (v. a. Vergewaltigungen) gehäuft auf. Dies mag

ein Hinweis auf fortbestehende ungleiche Lebenswelten von Männern und Frauen im 20. Jahrhundert sein.

Tabelle 4: Suizidalität in dem ausgewerteten Autobiographiekorpus nach Geschlecht der Suizidanten (in absoluten Häufigkeiten an Aussagen)

	Suizidant ♀	Suizidant ♂	Suizidant Ø	Σ
Suizidgedanken, -drohung	11	19	0	30
Suizidversuch	4	9	0	13
Suizid	19	41	11	71
Σ	34	69	11	114

Ø: o. A. Geschlecht bzw. gemischtgeschlechtliche Gruppen.

Frauen begehen heute in allen westlichen Gesellschaften drei Mal so viele Suizidversuche wie Männer (vgl. Lindner 2006, 73). Für die populäre Autobiographik lässt sich diese Zahl nicht bestätigen: Sowohl Suizidgedanken und -drohungen als auch Suizidversuche wurden dort nämlich häufiger Männern zugeschrieben, wie aus Tabelle 4 hervorgeht. Eine geschlechterdifferenzierende Wahrnehmung der Suizidalität – also von „weichen“, typisch weiblichen appellativen Parasuiziden einerseits und „harten“, typisch männlichen vollendeten Suiziden andererseits – existierte im Alltagsdiskurs demnach nicht. Das Recht zur Selbsttötung wurde dort sowohl Männern als auch Frauen als legitimes Mittel der Lebens- und Krisenbewältigung zugestanden. Entsprechende Geschlechterstereotype prägten die wissenschaftliche Suizidforschung seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und sind erst in jüngster Zeit in die Kritik geraten (mit weiterführenden Literaturhinweisen Rachor 2001, 45; Lindner 2006, 73-75).

Dass das Geschlechterdifferential der Suizidraten nicht mit den (mutmaßlichen) Ambitionen der Suizidanten erklärt werden könne, machte der Historiker Howard Kushner bereits 1985 stark. Und zwar ergebe sich die Differenz vielmehr aus den Mitteln, die lebensmüden Männern und Frauen in einer Zeit zur Verfügung gestanden hätten (Kushner 1985, 546-551). Ursula Baumann hat Kushners Argument auf das 20. Jahrhundert übertragen: „Harte“ Methoden wie Schusswaffen oder Erhängen seien demnach am Beginn des 20. Jahrhunderts für Männer leichter zugänglich gewesen. Zudem seien „weiche“ Suizidmethoden wie Gift oder Ertrinken, auf die Frauen häufiger zurückgriffen, in der Statistik leicht als Unfälle verschleierbar gewesen. Die leichtere Verfügbarkeit von letalen Giften (insbes. Barbiturate und Haushaltsgas) habe dann entscheidend die Annäherung der geschlechtsspezifischen Suizidraten im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts befördert (Baumann 2001, 254-257). Zum neuerlichen Öffnen der Schere seit Mitte der 1970er Jahre mögen die verbesserte Arzneimittelsicherheit und Notfallmedizin beigetragen haben.

## 7. Fazit: Hat der „Selbstmord“ Sinn gemacht?

Der „Selbstmord“, wie der Suizid im Alltagsdiskurs im 20. Jahrhundert regelmäßig wertneutral genannt wurde, musste für die Überlebenden und Hinterbliebenen Sinn machen. Dazu forderte das Ereignis, das kaum bruchlos in den alltäglichen Wissensbestand integriert werden konnte, heraus. Anhand von 155 unveröffentlichten Autobiographien wurden die populären Deutungen von Suizidalität während des 20. Jahrhunderts hier dargestellt. Das Recht auf „Selbstmord“ wurde dort sowohl Männern als auch Frauen als legitimes Mittel der Lebens- und Krisenbewältigung zugestanden. Weder galt der vollendete Suizid als typisch männliche Handlungsstrategie noch der Parasuizid als spezifisch weibliche. Im Gegensatz zum medizinisch-psychiatrischen Spezialdiskurs nach 1945 wurde der „Selbstmord“ dabei kaum pathologisiert. Und auch die Religion war im 20. Jahrhundert aus dem alltagsdiskursiven Deutungshorizont weitgehend verschwunden. Stattdessen wählten die fachlichen Laien polythetische und trotzdem polyseme Argumentationen, die für den Alltag offenbar hinreichend plausibel gewesen sind. Das Geschlecht der Suizidanten spielte für diese Erklärungen eine entscheidende Rolle, da einzelne Argumente gehäuft auf eine Geschlechtergruppe angewandt wurden, zum Beispiel „Erwerbsarbeit, ökonomische Sorgen und Arbeitslosigkeit“ und „soziale Beziehungen“ auf lebensmüde Männer.

## References

- Aebischer-Crettol, Ebo. 2004. „Suizid“. In *Religion in Geschichte und Gegenwart: Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Vierte völlig neu bearb. Aufl.* ed. Hans-Dieter Betz, Bd. 7, 1853-1855. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Baumann, Ursula. 2001. *Vom Recht auf den eigenen Tod*. Weimar: Böhlau.
- Berger, Peter und Thomas Luckmann. 2003. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt: Fischer.
- Bobach, Reinhard. 2004. *Der Selbstmord als Gegenstand historischer Forschung*. Regensburg: Roderer.
- Bormuth, Matthias. 2008. *Ambivalenz der Freiheit. Suizidales Denken im 20. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein.
- Bronisch, Thomas, Paul Götze, Armin Schmidke und Manfred Wolfersdorf (ed.). 2002. *Suizidalität. Ursachen – Warnsignale – therapeutische Ansätze*. Stuttgart: Schattauer.
- Depkat, Volker. 2003. Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit. *Geschichte und Gesellschaft* 29: 441-467.
- Dietze, Gabriele, ed. 1989. *Todeszeichen. Freitod in Selbstzeugnissen*. 3rd ed. Frankfurt: Luchterhand.
- Duden. *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache* ed. Günther Drosdowski, Bd. 6, 1981. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Durkheim, Emile. 1990. *Der Selbstmord*. Frankfurt: Suhrkamp.

- Eser, Albin. 1998. „Suizid. Rechtlich“ In *Lexikon der Bioethik* ed. Wilhelm Korff, Lutwin Beck und Paul Mikat, Bd. 3, 493-496. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Elser, Eckart. 1983. Selbstmord in Berlin. *Berliner Statistik* 11: 218-239.
- Frédéric, Louis. 2002. *Japan Encyclopedia*, trans. Käthe Roth. Cambridge, London: Belknap Harvard UP.
- Freytag, Regula und Thomas Giernalczyk, ed. 2001. *Geschlecht und Suizidalität*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hadinger, Borglarka. 1994. *Selbstmord und Medien*. Empirische, historische und therapeutische Aspekte. Tübingen: Lebenskunst.
- Goeschel, Christian. 2009. *Suicide in Nazi Germany*. Oxford: Oxford UP.
- Holderegger, Adrian. 1998. „Suizid. Ethisch“. In *Lexikon der Bioethik* ed. Wilhelm Korff, Lutwin Beck, Paul Mikat, Bd. 3, 496-499. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Kushner, Howard. 1985. Women and Suicide in Historical Perspective. *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 10: 537-552.
- Kushner, Howard. 1989. *Self-destruction in the promised land. A psychocultural biology of American suicide*. New Brunswick, London: Rutgers UP.
- Kushner, Howard. 1992. Suicide, Gender, and the fear of modernity in nineteenth-century medical and social thought. *Journal of Social History* 26: 461-490.
- Lindner, Reinhard. 2006. *Suizidale Männer in der psychotherapeutisch orientierten Psychotherapie. Eine systematische qualitative Untersuchung*. Gießen: Psycho-sozial-Verlag.
- Lindner, Reinhard. 2007. „Suizidalität bei Männern. Von empirischen Fakten zu klinisch-psychodynamischen Idealtypen“. In *Männlichkeit und Gesundheit im historischen Wandel ca. 1800-ca. 2000*, ed. Martin Dinges, 377-394. Stuttgart: Steiner.
- Link, Jürgen. 2006. *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3. erg., überarb. u. neu gest. Aufl.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Minois, Georges. 1996. *Geschichte des Selbstmords*, trans. Eva Moldenhauer. Zürich, Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Mösgen, Peter. 1999. *Selbstmord oder Freitod? Das Phänomen des Suizides aus christlich-philosophischer Sicht*. Eichstätt: BPB.
- Petzina, Dietmar, Werner Abelshauser und Anselm Faust. 1978. *Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914-1945*. München: Beck.
- Rachor, Christina. 2001. „Der „weibliche Suizidversuch“. Geschlechtsstereotypen und suizidales Verhalten von Mann und Frau“. In *Geschlecht und Suizidalität* ed. Regula Freytag und Thomas Giernalczyk, 45-67. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Reiner, Artur. 2000. „Suizid“. In *Lexikon für Theologie und Kirche. 3. völlig neu bearb. Aufl.* ed. Walter Kasper, 1106-1110. Freiburg: Herder.
- Roeßiger, Susanne, Heidrun Merk, ed.. 1998. *Hauptsache gesund! Gesundheitsaufklärung zwischen Disziplinierung und Emanzipation. Eine Publikation des Deutschen Hygiene-Museums, Dresden und der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung*, Köln. Marburg: Jonas.
- Schütz, Alfred, Thomas Luckmann. 1979. *Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1*. Frankfurt: Suhrkamp.



- Statistisches Bundesamt. 1972. *Bevölkerung und Wirtschaft 1872-1972. Herausgegeben anlässlich des 100jährigen Bestehens der zentralen amtlichen Statistik*. Stuttgart, Mainz: Kohlhammer.
- Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich* 1900-1941/42 ed. Statistisches Reichsamt. Berlin: Schmidt.
- Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland* 1952-2008 ed. Statistisches Bundesamt. Stuttgart: Metzler-Poeschl.
- Strohmeyr, Armin. 1999. *Der Freitod. Eine literarische Anthologie. Texte aus der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Tübingen: Klöpfer & Meyer.
- Vollständige Bibliothek oder Real-Lexikon der gesamten theoretischen und praktischen Medizin mit Rücksicht auf die Homöopathie. Zum Gebrauch für Aerzte, Wundärzte, Studierende, Apotheker und alle gebildeten Nichtärzte* bearb. von einem Vereine von praktischen Aerzten, Bd. 5, 1843. Leipzig: Krappe.
- Waldschmidt, Anne et al. 2008. *Diskurs im Alltag – Alltag im Diskurs. Ein Beitrag zu einer empirisch begründeten Methodologie sozialwissenschaftlicher Diskursforschung*. [www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/7](http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/7) (accessed 12. 03. 2009).
- Waldschmidt, Anne et al. 2009. *Das Wissen der Leute. Bioethik, Alltag und Macht im Internet. Theorie und Praxis der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.